

Gedanken zum Karfreitag

Von Professor Walter Schmithals

Es paßt zum Geist unserer Zeit, daß die Frage nach dem Geschehen des Karfreitags heute von der Frage nach dem Tun der Menschen bestimmt ist.

War Pilatus der Hauptverantwortliche am Tod Jesu oder der Hohepriester? Die Römer oder die Juden? Verwarfen die Menschen Jesus als den sozialen Reformen, als den politischen Revolutionär, als den unbequemen Propheten? Welche Rolle spielte der Verräter Judas, welche die anderen Jünger? Rebellierten die Menschen gegen Gott, als sie Jesus kreuzigten, oder gegen ihrgleichem? Sprachen die Richter Recht? Erlagen sie einem Justizirrtum? Begingen sie einen Justizmord? Man hat ja allen Ernstes erwogen, den Prozeß gegen Jesus wieder aufzunehmen, um ihn nach Möglichkeit freizusprechen!

Nun, solche Fragen interessieren die Bibel, wenn überhaupt, dann nur am Rande. Was immer Menschen an jenem Karfreitag getan und unterlassen haben: Für die Bibel waren sie Werkzeuge Gottes. In Jesu Passion handelt Gott. Das christliche Urbekenntnis — im Lichte des Osterglaubens gesprochen — lautet: Gott hat Jesus dahingegeben — in die Hände der Menschen, in die Gewalt der Sünder, in den Rachen des Todes.

Ohne die Aussage, daß Gott Jesus auf diesen Todesweg führte, wäre das Kreuz Jesu eines der vielen tausend Kreuze geblieben, welche die Römer in dem von ihnen beherrschten Palästina aufgerichtet haben. Es wäre längst vergessen; von Jesus wüßten wir nichts. Darum kann nicht menschliches Handeln, sondern nur Gottes Handeln das Thema des Karfreitags sein. Und erst damit wird das Thema des Karfreitags ein Thema des Glaubens.

Handelt Gott in der Passion Jesu „bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuz“, so handelt

er als der Richter: er verwirft den sündigen Menschen. Am Kreuz Jesu wird menschliche Schuld nicht verdrängt, Gottes Urteil nicht gelehrt, der Tod nicht abgeschoben. Das Kreuz Jesu stellt ins helle Licht, was wir gerne im dunkeln lassen: die letzte Wahrheit unseres Daseins. „Sehet, welch ein Mensch!“ Wer das Elend des Kreuzes Jesu nicht als sein eigenes Kreuz erkennt und anerkennt, lebt am Karfreitag vorbei. Das Kreuz über die Weltkugel, ein uraltes Symbol, ist insofern Symbol des über den Weltlauf gesprochenen Todesurteils. Das „für uns“ des Kreuzes Jesu ist zuerst das uns überführende Gericht dieses Kreuzes.

Wer kann dies Urteil ertragen? Tritt nicht der Mensch — gerade auch der Mensch unserer Zeit —, sobald er seines Elends ansichtig wird, die verwegene Flucht nach vorne an, alles Elend — endlich — zu überwinden? An Ideen, Idealen und Ideologien, das irdische Kreuz abzuschaffen, war nie und ist heute erst recht in West und Ost keinerlei Mangel. Aber die bittere Wahrheit des Kreuzes Jesu wird alle utopischen Ideale überdauern.

Realistischer ist die nihilistische oder materialistische Übernahme des Kreuzes, des Schicksals der Sterblichen. Aber läßt sich im Nihilismus wohnen? Befriedigt der praktische Materialismus unserer Zeit? Die Erfahrung zeigt, daß nichts ungeduldiger ist als der Nihilismus, nichts frustrierender als der Materialismus. Wo der Mensch auf sein Kreuz geworfen ist, steht der Übermensch schon ins Haus.

Das Urteil des Kreuzes Jesu wäre nur schwer zu ertragen, wenn es nicht Gottes Kreuz wäre. Denn Gott richtet nicht, ohne zu retten; er erniedrigt, um zu erhöhen. Er gibt Jesus nicht nur hin, er bekennt sich auch zu dem Dahingegebenen. Karfreitag und Ostern gehören zusammen. Gott mutet uns das uns überführende Elend des Kreuzes Jesu nur so zu, daß er es zugleich als sein eigenes Kreuz zu erkennen gibt. Der Elende, der dort stirbt, ist der Hohe, der sich erniedrigt; der Erniedrigte des Karfreitags ist der Erhöhte des Ostersonntags.

Diese Botschaft nimmt nichts von dem uns überführenden Gericht des Kreuzes fort; das Urteil des Kreuzes ist längst über uns gesprochen. Aber „für uns gekreuzigt, gestorben und begraben“ heißt: Nun gibt es keine Tiefe der Schuld, in der Gott uns nicht in seiner Gnade trägt; keine Qual des Leidens, in der er nicht an unserer Seite steht; keine Finsternis des Todes, die er nicht mit seinem Licht erhellt; keine Nacht des Grabes, in die hinein nicht auch er selbst gelegt wurde. Da ist kein unwertes Leben, das er nicht seiner Gemeinschaft für wert erachtet; kein Schrecken der Sinnlosigkeit, den er nicht teilte; kein Ende, in dem er nicht als der ewige Ursprung gegenwärtig wäre.

Daß Gott in Jesus Christus in Schuld, Leid und Tod eingeht, zwingt den Glaubenden nicht nur, solche menschliche Realität als seine Realität anzuerkennen; es ermöglicht ihm auch solche Anerkennung. Gott begegnet nicht in unseren Illusionen, sondern in der Wirklichkeit unseres Todes. Dort richtet er, um zu retten, und dort rettet er, die sich seinem Gericht beugen.

Darum erlaubt der Karfreitag Gottes dem, der Jesu Kreuz auf sich nimmt, im Angesicht des Todes fröhlich und fleißig zu leben, und in Erwartung des Lebens getrost zu sterben.

Hunderttausende strömen zu Ostern nach Rom

Verstopfte Straßen und überfüllte Hotels — Alle wollen den neuen Papst sehen

Von unserer Korrespondentin

Rom, 12. April

Roms Autofahrer schimpfen, denn man steht wieder mehr still im Verkehr als man fährt. Reisebus nach Reisebus ist eingetroffen. Auf der Strecke zwischen Petersplatz und Hauptbahnhof erreicht das Chaos seinen Höhepunkt. Elegante lange Europa-„Kreuzer“ und einfache Ausflugsbusse sind dabei. Mancher Fahrer mit voll beladenem Vehikel aus bundesdeutschen Dörfern versucht gar schwitzend, irgendwie durch die engen Straßen der Altstadt zu kommen, und hinterläßt nach einem Wendemanöver eine kilometerlange Autoschlange, die sich erst nach stundenlangem Hupkonzert und einigen Dirigierversuchen durch die Verkehrspolizei auflöst. „Ist denn schon wieder ein heiliges Jahr ausgebrochen“ fragt da mancher Römer. Tat-

sächlich erlebt die italienische Hauptstadt in diesen Tagen um Ostern einen Ansturm an Touristen und Pilgern aus aller Welt, wie er kaum größer im Jubeljahr 1975 war. Das Vatikan-Informationsbüro spricht von 600 000 Besuchern, die sich allein für April und Mai angesagt haben. In der deutschen Seelsorge berichtet man übrigens, die Zahl der Bundesdeutschen, die an den Osterfeierlichkeiten teilnehmen wollen, sei überhaupt noch nicht zu überblicken. Alle kommen oder sind gekommen, um den neuen Mann an der Kirchengipfel kennenzulernen, nämlich den seit Oktober amtierenden polnischen Papst Johannes Paul II., das erste nicht italienische Oberhaupt seit 450 Jahren.

Bereits seit einigen Wochen sind in Rom Hotels und Schwesternpensionen ungewöhnlich gut besetzt, weil viele, die eigentlich erst

zu Ostern kommen wollten, keinen Platz mehr gefunden hatten und deshalb ihre Reise vorverlegten. Schon in der ersten April-Woche mußte Johannes Paul II. seine allwöchentliche Generalaudienz auf den Petersplatz verlegen. Rund 60 000 Teilnehmer waren angesagt, doch keines der zur Verfügung stehenden Vatikan-gebäude faßt eine solche Menge.

Zuletzt hatte es solche Audienzen im Freien, bei denen der Papst im Jeep vorfährt, mit Paul VI. im heiligen Jahr gegeben; damals jedoch nur in den hochsommerlichen Touristen-Spitzenzeiten. Als ersten Gipfel an Popularität dieses Papstes in nunmehr fast sechsmonatigem Pontifikat bezeichnete die deutschsprachige Ausgabe des Vatikan-Organs „L'Osservatore Romano“ dagegen das, was sich am letzten Sonntag auf dem Platz abspielte. Rund 150 000 Versammelte jubelten dem von seinem Bibliotheksfenster aus sprechenden Johannes Paul II. zu; unzählige Teilnehmer winkten mit Palmzweigen, ganze Gruppen von Jugendlichen warfen begeistert ihre Jacken in die Höhe. „Wir haben dich gern“, verkündete auf italienisch in Riesenlettern ein Transparent.

„Die Italiener können bald so gut polnisch, daß ich es von ihnen lernen kann“, solche Bonmots aus dem Stegreif, wie sie der frühere Kardinal von Krakau am Sonntag von sich gab, als zu seiner Ehre eine Gruppe in seiner Heimatsprache sang, erklären, was allein den Italienern an diesem weit hergekommenen Papst so sehr gefällt. Viele warten nur darauf, daß er seine offizielle, immer tief religiös geprägte Ansprache beendet, um dann sofort zu improvisieren. Ohne Mühe schafft er es selbst beim Sonntagsessen, aus der Entfernung von mehreren 100 Metern Luftlinie von seinem Fenster aus, im apostolischen Palast, mit der versammelten Menge einen Dialog zu führen, singt gar über Mikrofon mit, was ihm von unten gerade heraus schallt, veranstaltet sozusagen im Zwiegespräch mit der Menge mitunter fast eine halbe Stunde nahezu als Happening.

Erstaunlich ist dabei vor allem die Teilnahme von jungen Leuten, die in Scharen zum Petersplatz stürmen und dort gemeinsam mit älteren Teilnehmern geduldig viele Stunden ausharren. „Dieser Papst übt auf die Jugend eine ganz besondere Sympathie aus. Er spricht ganz einfach zu ihnen, und sie wenden sich deshalb an ihn wie an einen guten Freund der Familie“, deutete ein italienischer Kirchenbeobachter diese Kundgebungen.

Von den Teilnehmern an den Osterfeierlichkeiten in Rom, die den ersten großen Zustrom ausländischer Touristen und Pilger seit Beginn der Amtszeit dieses Papstes bringen, erwartet man jetzt konkrete Hinweise darauf, wie Johannes Paul II. international „ankommt“. Allerdings wird rund um den Vatikan schon allein die Tatsache, daß so ungeheuer viele Besucher eingetroffen sind, als Beweis dafür gewertet, daß der neue Papst längst über die Grenzen Italiens und Mexikos hinaus, wohin ihn im Januar seine erste Reise führte, geliebt und geschätzt wird.

Christa Peduto

Manöver rings um Österreich

Armeechef Spannocchi spricht von „Imponiergehabe“ Moskaus

Von unserem Korrespondenten

Wien, im April

Manöver rings um Österreich und an den Grenzen Westeuropas werfen Fragen auf. Schießt sich der Ostblock trotz der Bindung wesentlicher Kräfte in Ostasien auf Europa ein (die durchgespielten Kampfkonzerte waren, sind und bleiben offensiv)? Will Moskau nur die West- und Südwestflanke ruhigstellen? Soll Jugoslawien, soll Rumänien eingeschüchtert werden? Will man die NATO auf den Status quo verweisen? — Feststeht, daß Ende Februar Manöver in der Tschechoslowakei gelaufen sind und Anfang März in Polen, daß Mitte März Manöver in Bulgarien waren, daß augenblicklich noch Manöver in der UdSSR, im russischen Karpatenraum, vonstehen und daß im Laufe des April auch Ungarn folgen wird.

Der jugoslawische Verteidigungsminister Ljubicić hat deshalb vor der Skupschtina, dem Parlament, ein düsteres Bild gezeichnet und die von außen kommenden Versuche angeprangert, den Staat des 87jährigen Tito zu „destabilisieren“ und unsicher machen zu wollen. Er hatte dabei sicher nicht auf Österreich, Italien oder gar Albanien angespielt. Genau so wenig auf die USA, als er den „Druck der Supermächte“ kritisierte. Doch die Bemerkung Ljubicićs, es gäbe rundum keinen Staat, von dem mit Sicherheit behauptet werden könne, er liege außerhalb der militärischen Gefahrenzone und außerhalb der Möglichkeit, Konfliktobjekt zu werden, hat nicht zuletzt in Österreich Bedenken und — besänftigende — Reaktionen ausgelöst.

So hat Armeechef General Spannocchi, in einem Interview die schon seit Jahren schwelende Befürchtung abgebaut, daß Österreich bei einer militärischen Aktion der UdSSR in Jugoslawien als Durchmarschland zu Schaden kommen könnte. Man müsse sich, so meinte er, vor allem fragen, worin für den Aggressor

wohl der Wert des Umwegs liege: „Die österreichisch-jugoslawische Grenze besteht zum größten Teil aus einem Alpenriegel. Nur ein relativ schmaler Streifen ist operativ nutzbares Gelände gegen Slowenien hin. Im Konfliktfall wäre anzunehmen, daß der Warschauer-Pakt-Block danach trachten würde, im Norden Jugoslawiens so rasch wie möglich an die Nahtstelle der NATO, also an die italienische Grenze zu kommen. Dazu bietet sich aber die ungarische Ebene als Aufmarsch- und Einfallsbereich schon von der Topographie her an.“

Und die Manöver in Bulgarien und der Tschechoslowakei und die noch kommenden in Ungarn? — Nichts anderes als „Imponiergehabe“. Diese Haltung wird in kritischen Situationen immer eingenommen; sie soll Signalwirkung haben. Vergessen wir aber nicht, daß die Sowjets gerade jetzt mit fast 50 Divisionen der ersten Staffel im Fernen Osten gebunden sind. — Es versteht sich, daß die NATO ihren Sicherheitsgürtel zwischen dem Iran und der zentral-europäischen Südhälfte gefährdet sieht. Gerade hier eben wäre die Imponierhaltung Moskaus als Signalgebung zu verstehen: Wir erlauben nicht, daß in diesem Gebiet etwas passiert!

Das im April erwartete Manöver auch in Ungarn könnte deshalb ebenso als Warnung an Rumänien wie an Jugoslawien zu verstehen sein. Und es sei ebenfalls nur „Imponiergehabe“, wenn Ljubicić erkläre, daß Belgrad, sollte es im Ernst herausgefordert werden, „ein Million Mann“ gegenüberzustellen habe, „eine starke Panzerabwehr, Raketen mit Mehrfachsprengköpfen und Infanteriedivisionen mit einer Feuerkapazität von 50 bis 71 Tonnen Stahl pro Minute.“ Das sei als Signal an die Warschauer-Pakt-Mächte anzusehen: „Bitte, bis hierher und nicht weiter!“ Doch glaube er, Spannocchi, daß die Sowjets, sollte es zum Ernstfall kommen, einer „weichen“ Lösung Vorrang geben würden. Herbert Lucht

Präsident Carter unterzeichnet Gesetze über Taiwan-Beziehungen

Washington (ddp/dpa). Präsident Carter hat die Gesetze unterzeichnet, die die künftigen Beziehungen zwischen den USA und Taiwan nach dem Austausch von Botschaftern zwischen den Vereinigten Staaten und China regeln. In den Gesetzen heißt es, die USA wünschten die Beibehaltung und Entwicklung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern und die Fortsetzung der kommerziellen, kulturellen und anderen Beziehungen.

In einem vom Senat eingefügten Artikel wird festgelegt, daß jede Gewaltanwendung gegen Taiwan eine Bedrohung des Friedens und der Stabilität im Westpazifik und damit „ein Grund für eine schwerwiegende Besorgnis der USA“ darstellt.

Das Außenministerium in Washington bestätigte, daß die Regierung Carter inzwischen Richtlinien für eine weitere militärische Zusammenarbeit im Interesse der Verteidigungsbereitschaft Taiwans erlassen hat. Dabei sind auch regelmäßige Besuche amerikanischer Schiffe eingeplant.

Ein exklusives Erscheinungsbild für ein außergewöhnliches Automobil. Ford Granada.



Es sind seine konstruktiven Merkmale, die den Ford Granada zu einem anspruchsvollen Automobil machen. Beispielhaft dafür ist seine Fahrwerkstechnik mit Einzelradaufhängung, Gasdruck-Stoßdämpfern und Doppelgelenk-Schräglenker-Hinterachse.

Sichtbarer Ausdruck seiner Exklusivität ist die Zweifarbenlackierung, mit der Ford einen Trend bestimmt: oben Mitternachtsblau und unten Stratosilber. Das Interieur ist ganz in Nachtschwarz gehalten.

Dem Anspruch dieser Sonderversion tragen weitere Extras Rechnung:

Der 2.3-Liter-V6-Motor mit 79 kW (108 PS), Servolenkung, Aluminium-Sportfelgen, Halogen-Weitstrahler. Innen fallen das Viersperrlenkrad und die großzügige Instrumentierung mit Zusatzinstrumenten ins Auge. Ein hinten hochstellbares Stahlkurbeldach, der von innen verstellbare Außenspiegel und die stufenlos einstellbare Scheibenwischer-Intervallschaltung vervollständigen das

Ausstattungs-niveau. Ein Beweis dafür, daß Exklusivität und geringer Wartungsanspruch einander nicht ausschließen müssen, ist die kontaktlose Transistorzündung, die sich nicht verstellt und an der keine Kontakte mehr verschleiben können. Und daß er nur noch alle 20.000 km zur Inspektion muß.

Da die Auflage dieser Exklusiv-Version des Ford Granada limitiert ist, sollten Sie sich schnell entscheiden.

FORD GRANADA



Das Zeichen der Vernunft.